

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werkthätigen Volkes.

Aboimmenspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pf., bei Selbstabholung 50 Pf.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pf., bei Selbstabholung 60 Pf. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4841) vierjährl. 1,80 Mk., für 2 Monate 1,20 Mk., für 1 Monat 60 Pf. exkl. Bestellgeb.

Gesellschaft:  
Dr. Bruno Schenck.

Inserate werden die gespaltene Zeitzeile über deren Raum mit 20 Pf. berechnet. Vereinssangen 15 Pf. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition ausgegeben sein. — Ausgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftsstelle 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, vorn. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telefon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

## Eine neue Kaiserrede.

\* Leipzig, 6. September.

Von Hannover ging die Fahrt des Kaisers am 5. September nach Minden. Er ist auf seiner Reise durch das diesjährige Maßvergängnis begriffen, das zu beiden Seiten der Weser liegt, die bei Minden einen weit nach Westen auswölbenden Bogen beschreibt. Das Kaiserpaar wurde, nach den hoffischen Telegraphenbureauberichten, von der Einwohnerchaft und der zahlreichen aus der Umgegend herbeigeströmten, teilweise in ihre Nationaltracht gekleideten Bevölkerung mit Jubel begrüßt. Am Wessethore, vor der am Eingang zur Altstadt errichteten Ehrenpforte, hatten bei dem Standbild des Großen Kurfürsten des Bildhauers Treitschke die städtischen Behörden, die Heiligkeit sowie eine Reihe Ehrenjungfrauen sich zur Begehung aufgestellt. Oberbürgermeister Bleek gab in einer Ansprache der Freude Ausdruck, daß die Stadt als erste in Westfalen das Kaiserpaar begrüßen dürfe. Er erinnerte daran, daß die Stadt seit 250 Jahren dem brandenburgisch-preußischen Staate angehöre. Die Stadt habe dankbar im Gedächtnis, was sie den Hohenzollern verdanke. Er wies auf das Standbild des Großen Kurfürsten hin und gelobte „unwandelbare Treue“.

Der Kaiser erwiederte hierauf etwa folgendes:

Er habe mit lebhafter Begeisterung und aufrichtigem Dank vernommen, daß die Bürgerschaft aus eigener Initiative das große Werk fördern wolle, das er im Sinn habe und in patriotischer Weise die Hälfte der auf Westfalen kommenden Kosten übernommen habe (Westlandskanal). Die Stadt habe damit bewiesen, daß sie wohl wisse, wo ihre Zukunft liege. Ihm habe bei dem großen Werke selbstverständlich auch das Wohl Mindens am Herzen gelegen. Sein hoher Vater und Vorfahre, dessen Standbild die Stadt aufgestellt habe, sei derjenige, dessen Regierungsdynamik er sich am meisten zum Vorbild genommen habe; er hoffe, daß die nächsten 250 Jahre die Stadt Minden weiter in ihrer Entwicklung fördern werden.

Der „Große Kurfürst“ ist Friedrich Wilhelm von Brandenburg (geb. 1620, an der Regierung seit 1640, gest. 1688), ein von den Hofhistoriographen Preußens über den grünen Alce gepriesener Herrscher. Die Legende des „Großen Kurfürsten“ aber ist durch die Geschichtsforschung in ihrer Einzigartigkeit urkundlich aufgezeigt worden.

Die ausgezeichnete, auf archivalischen Studien beruhende Schrift des Universitätsprofessors Hans Pruz in Königberg i. Pr.: „Aus des Großen Kurfürsten letzten Jahren. Zur Geschichte seines Hauses und Hofes, seiner Regierung und Politik“ (Berlin, Verlag von G. Reimer,

1897) hat den Flitterstand der hoffischen Ueberlieferung gründlich fortgeführt. Es geht nicht mehr mit der althergebrachten Schriftsärberei.

Kurfürst Friedrich Wilhelm, den geschäftige Voredner als deutschen Patrioten, als vaterländisch gesinnten Helden ausgegeben, hat am 25. Oktober 1679 den berühmten Geheimvertrag von Saint Germain mit Ludwig XIV., dem Könige der Franzosen, unterzeichnet, worin er seine bisherigen Verbündeten, den deutschen Kaiser und die Niederlande, aufgab und in das politische System Frankreichs rückhaltlos eintrat. Er versprach die vom Kaiser beabsichtigte Wahl seines jugendlichen Sohnes zum römischen Könige zu hindern, den Franzosen für den Fall eines Krieges den Durchmarsch und die Unlegung von Magazinen zu erlauben. Er verschaffte ferner feierlich, bei einer neuen Kaiserwahl entweder Ludwig XIV., der Straßburg mitten im Frieden raubte, oder dem Dauphin (Kronprinzen) seine Stimme zu geben, oder aber, wenn diese die Krone nicht wollten, für den von den Franzosen bezeichneten Kandidaten zu stimmen.

An Dienstbefreiheit gegen Ludwig XIV. hat es dem Brandenburger denn auch keiner zuvor. Er schrieb am 18. November 1679 dem Sonnenkönig, er habe sich in die Arme des Königs geworfen, ihm seine Interessen geopfert und sich unbedingt an ihn geknüpft. Er sei der treueste Verbündete des Königs, der über seine — des Kurfürsten — feste Plätze nach Belieben verfügen könne, da sie mit ihrem gesamten Inhalt doch nur zu seinem Dienste bestimmt seien.

Mit den plumpsten Mitteln warb der „große Kurfürst“ um des französischen Königs Gunst. Man plante nach dem Vorbilde der schottischen Garde Ludwigs XIV. für dessen persönlichen Dienst eine Compagnie von hundert niederländischen Edelleuten, deren Hauptmann immer der zweite Sohn des brandenburgischen Kurfürsten sein sollte. Die „Ulste“ des einheimischen Adels sollte zum Eintritt veranlaßt werden.

Frankreichs erster ständiger Gesandter am Berliner Hofe (1680—1688), François de Pas Graf de Rébenac, war der einflussreichste Mann in Berlin, der in größter Intimität bei Friedrich Wilhelm ein- und ausging, er war der Mitwissler der brandenburgischen Politik, er kannte die Instruktionen und Berichte der brandenburgischen Minister, er verkehrte vertraulich mit den Ministern, er führte ein großangelegtes System der Beziehung durch.

In den Tagen, da ganz Deutschland von patriotisch entrüsteten Klagen über die brutale Gewaltspolitik Ludwigs XIV. erbäute, der durch seine „Réunions“ deutsches

Gebiet an sich riss und 1681 durch einen Handstreich Straßburg holte, ließ der Kurfürst Rébenac einen kostbaren Ehrendegen überreichen, um auch in Kleinigkeiten zu zeigen, daß seine Gefinnung gegen Ludwig XIV. und seine Freundschaft für Rébenac durch jenen „Zwischenfall“ nicht geändert sei. Rébenac schrieb darüber seinem Vater: Den deutschen und holländischen Zeitungen nach stehe er gewissermaßen am Pranger und werde mit Steinen geworfen, nur müsse man wissen, was das für Steine seien, nämlich Diamanten als Blatt eines Degens, den der Kurfürst drei Tage nach dem Eintreffen der Nachricht vom Falle Straßburgs anzunehmen ihn genötigt habe.

Und als der Kurfürst im Frühjahr 1683 im Begriffe stand, die Bedrängnis, in die das Reich zwischen Frankreichs neueste Gewaltthaten und dem drohenden Türkengriffe geriet, zu steigern und zugleich zu benutzen durch einen mit Zustimmung Ludwigs XIV. und im Bunde mit Dänemark zu unternehmenden Angriff auf die deutschen Provinzen Schwedens und auf das Haus Braunschweig, da bot der Kurfürst dem französischen Gesandten gar das Kommando eines Reiterregiments an.

Die Kurfürstin Dorothea war eine eifrige Helferin der französischen Politik. Als sie Ludwig XIV. zur Geburt seines ersten Enkels, des Herzogs von Burgund, beglückwünschte, begrüßte sie ihn als „die Freude ganz Frankreichs und des besseren Teiles der Christenheit“.

Als Rébenac ein glänzendes Kostümfest („Wirtschaft“, sagte man damals) aus Anlaß der Geburt des Herzogs von Burgund veranstaltete, ließ der Kurfürst seine Teilnahme durch zahlreiche Kanonenschüsse ausdrücken, und der ganze Hof erschien zur Maskerade.

Die Räuslichkeit des brandenburgischen Beamteniums war geradezu erstaunlich. Geldgier und Beschriflichkeit waren im Schwange.

Aus Rébenacs eigenen Berichten und den amtlichen Rechnungen, die er über die von ihm aufgewendeten Gelder gelegt hat, geht hervor, daß er die Beziehung zu einem System ausgebildet hat: „man kann nicht behaupten“, sagt Pruz, „daß brandenburgisch-preußische Beamtentum sei schon damals jedem anderen nicht bloß an Leistungsfähigkeit, sondern auch an Pflichtbewußtsein und politischer Moral weit voraus gewesen“.

Der Empfang von „Gratifikationen“ war herkömmlicher Brauch.

So empfingen französische Gelder die hohen Staats-

## Seuilleton.

Nachdruck verboten.

## £' Adultera.

Bon Theodor Fontane.

VI. Auf dem Heimwege.

Die Kaffeestunde verließ ohne Zwischenfall, und es war bereits gegen zehn, als der Diener meldete, daß der Wagen vorgefahren sei. Diese Meldung galt dem Gryczinski'schen Paare, das, an den Diner-Tagen, seine Heimfahrt in der ihm bei dieser Gelegenheit ein- für allemal zur Verfügung gestellten kommerziell-rätseligen Equipage zu machen pflegte. Mantel und Hüte wurden gebracht, und die schöne Zofeblüte, Hals und Kopf in ein weißes Filz-Tuch gehüllt, stand alsbald in der Mitte des Kreises und wartete lächelnd und geduldig auf die beiden Männer, denen Gryczinski noch im letzten Augenblicke die Mitfahrt angeboten hatte. Das Parlamentieren darüber wollte kein Ende nehmen, und erst als man unten am Wagenschläge stand, entschied sich's und Gabler placierte sich nunmehr ohne weiteres auf den Rückzug, während Elmar mit einem kräftigen Turnerschwung seinen Platz auf dem Worte nahm, angeblich aus Rücksicht gegen die Wagen-Inassen, in Wahrheit aus eigener Bequemlichkeit und Neugier. Er sehnte sich nämlich nach einem Gespräch mit dem Kutscher.

Dieser, auch noch ein Großstück aus des alten Van der Straaten Zeiten her, führte den unkunscherlichen Namen Emil, der jedoch seit lange seinen Verhältnissen angepaßt und in ein plattdeutsch „Ehm“ abgekürzt worden war. Mit um so größerem Recht, als er wirklich in Fritz Reuterschen

Gegenden das Licht der Welt erblickt und sich bis diesen Tag, neben seinem Berliner Jargon, einen Rest heimatlicher Sprache konzertiert hatte.

Elmar, einer seiner Vorzüglichkeiten, nahm gleich im ersten Momente des Zurechtrückens ein mehrklappiges Lederfutteral heraus, steckte dem Alten eine der obenaufsliegenden Cigarren zu und sagte vertraulich: „Für'n Rückweg, Ehm.“

Dieser fuhr mit der Rechten dankend an seinen Kutscherhut und damit waren die Präliminarien geschlossen.

Als sie bald darauf an der Normaluhr auf dem Spittelmarkt vorüber kamen und in eine der schlechig-pfasterierten Seitenstraßen einbogen, hielt Elmar den ersehnten Zeitpunkt für gewonnen und sagte:

„Ist denn der neue Herr schön da?“

„Der Frankfurtsche? Ne, noch nich, Herr Schulze.“

„Na, dann muß er aber doch bald . . .“

„I, woll. Bald muß er. Ich denke, so nächste Woche. Un de Stuben sind doch all tapzert. Voit, se thun ja, wie wenn't en Prinz wär', erst der Herr un nu noch de Knädje. Un Christel meent, he soll man en Jüdscher sinn.“

„Aber reich. Und Offizier. Das heißt bei der Landwehr oder so.“

„Is et möglich?“

„Und er soll auch singen.“

„Ja, singen wird er woll.“

Elmar war eitel genug, an dieser letzteren Neuherzung Anstoß zu nehmen, und da sich's gerade traf, daß in eben diesem Augenblicke der Wagen aus dem Wallstrassen-Portal auf den abendlich-stillen Opernplatz einbog, so gab er das Gespräch um so lieber auf, als er nicht wollte, daß dasselbe von den Inassen des Wagens verstanden würde.

Bon Seiten dieser war bis dahin kein Wort gewechselt.

worden, nicht aus Verstimung, sondern nur aus Rücksicht gegen die junge Frau, die, herzlich froh über den zur Hälfte frei gebliebenen Rückzirk, ihre kleinen Füße gegen das Polsterkissen gestemmt und sich bequem in den Fond des Wagens zurückgelehnt hatte.

Sie war gleich beim Einsteigen ersichtlich müde gewesen, hatte, wie zur Entschuldigung, etwas von Champagner und Kopfweh gesprochen, das Filz-Tuch dabei höher gezogen und ihre Augen geschlossen. Erst als sie zwischen dem Palais und dem Friedrichsmonumente hinfuhren, richtete sie sich wieder auf, weil sie jenen Allerloyalisten zugehörte, die sich schon begnügt fühlten, einen bloßen Schattenrisch an dem herabgelassenen Vorhange des Eschenkers geschen zu haben. Und wirklich, sie sah ihn und gab in ihrer reizenden, halb kindlich, halb köstlichen Weise der Freude darüber Ausdruck.

Ihr Geplauder hatte noch nicht geendet, als der Wagen am Brandenburger Thore hielt. Im Nu waren beide Männer, deren Weg hier abzweigte, von ihren Plätzen herunter und empfahlen sich dankend dem liebenswürdigen Paare, das nun seinerseits durch die breite Schräg-Ulle auf das Siegesdenkmal und die dahinter gelegene Ullensstraße zufuhr.

Als sie mitten auf dem von bunten Lichtern überstrahlten Platz waren, schniegte sich die schöne junge Frau zärtlich an ihren Gatten und sagte: „War das ein Tag, Otto. Ich habe Dich bewundert.“

„Es wurde mit leichter, als Du denkst. Ich spiele mit ihm. Er ist ein altes Kind.“

„Und Melanie! . . . Glaube mir, sie fühlt es. Und sie thut mir leid. Du lächelst so. Dir nicht?“

Ja und nein, ma chère. Man hat eben nichts unkonf in der Welt. Sie hat eine Villa und eine Bildergalerie . . .“